

Zeitschrift: NIKE-Bulletin
Herausgeber: Nationale Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung
Band: 26 (2011)
Heft: 3

Rubrik: Aspekte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kein Gartendenkmal und doch erhaltenswert! Aufruf an die Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger

«Was Du ererbt
von Deinen Vätern hast,
Erwirb es,
um es zu besitzen.»
(Faust, 1. Teil, Vers 682/83)

Villenquartiere des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, aber auch Einfamilienhausquartiere und Wohnsiedlungen der Zwischen- und frühen Nachkriegszeit gehören neben den öffentlichen Parkanlagen zu den wichtigsten Grünräumen unserer Städte und Agglomerationen. Ihre Bewohner und jene benachbarter, weniger privilegierter Quartiere nutzen die wenig befahrenen Nebenstrassen nämlich als Spazierwege und erleben über den Gartenzaun Gehölze und blühende Pflanzen im Wechsel der Jahreszeiten.

Es handelt sich zumeist um «alte» Gärten ohne gesetzlich relevante Denkmalsubstanz: Anonyme Anlagen, die in ihrer räumlichen Organisation, Materialwahl und Bepflanzung die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Epoche erkennen lassen oder weniger bedeutende Werke eines Gartenarchitekten. Viele dieser Gärten haben gute und schlechtere Zeiten erlebt. Veränderungen in kleinem oder grösserem Massstab zeugen von Handänderungen und Generationenwechseln oder von der kontinuierlichen, oft sehr persönlichen Auseinandersetzung eines langjährigen Eigentümers mit seinem Garten.

Die zunehmend stärkere Ausnutzung der Grundstücke, der Wunsch nach weniger Pflegeaufwand, veränderte Gestaltungskonzepte, Vernachlässigung und schleichende Zerstörung durch Einbauten (Parkplätze, Bassins etc.) haben in den grünen Quartieren unserer Städte

bereits zu massiven Verlusten geführt, die auch die Denkmalpflege beunruhigen müssen. Denn selbst wenn das Haus erhalten werden konnte: Jeder zerstörte alte Garten, der einst dazugehörte, reiss eine Lücke in die städtebauliche Struktur und den zeittypischen Charakter eines Quartiers. Der traditionelle Dialog zwischen Architektur und Garten geht verloren. Und je mehr alte Gärten mit historischem Pflanzenbestand verschwinden, desto mehr gehen auch traditionelle gärtnerische Handwerkstechniken und Reservoir alter Gartenpflanzen verloren – eine Ressource, auf welche die Gartendenkmalpflege dringend angewiesen ist.

Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger sollten deshalb bei den viel häufigeren Gebäuderestaurierungen vermehrt auch auf die Bedeutung des Gartens für das Ensemble, das aus Haus und Garten besteht, und für das ganze Quartier hinweisen. Sie können ihren Erklärungen Nachdruck verleihen, indem sie sich für eine Garten schonende Baustelleninstallation einsetzen und Besitzerinnen und Besitzer dazu ermuntern, sich im Sinne von Goethes Wort mit dem «Erechten» auseinanderzusetzen, es durch Studium, Pflege und Weiterentwicklung zu «erwerben», um es zu «besitzen», also ganz zu ihrem Eigenen zu machen. Mit Hinweisen auf entsprechende Fachliteratur und andere beratende Institutionen können sie, auch wenn keine Subventionen möglich sind, eine wichtige Vermittlerrolle übernehmen.

Der Weg zum «eigenen» Garten

Ein alter Garten lebt durch das Interesse und die Zuwendung seiner Besitzer. Kommen diese mit der Pflege nicht mehr weiter oder besteht der Wunsch nach Veränderungen, hilft



in der Regel ein Rundgang mit einer beratenden Fachperson, sei es ein Denkmalpfleger oder ein Landschaftsarchitekt, der Erfahrung im Umgang mit historischen Gärten hat. Diese Fachleute können auch Spezialisten, etwa für den Gehölzschnitt oder die Instandsetzung eines eisernen Zauns, vermitteln und beurteilen, wo sich Neuerungen ohne Schaden verwirklichen lassen. Ein Parkpflegewerk ist in der Regel nicht erforderlich. Besitzer können durchaus motiviert werden, sich mit ihrem Garten auseinanderzusetzen. Richtig angepackt, kann daraus eine lebenslange Aufgabe werden, die letztlich mehr Lust als Last bedeutet. Die Denkmalpflege kann dazu Anstösse vermitteln, indem sie auf die folgenden zentralen Fragen hinweist.

Welche Beziehung besteht zwischen Garten und Besitzer?

Familiäre Verflechtungen über mehrere Generationen, Kindheitserinnerungen, die Aura alter Bäume, der Zauber einer alten Rose, ein halbverfallenes Gartenhaus – es gibt viele Motive, die uns in einem alten Garten neugierig machen und

Eine blühende Magnolie ist nur eine der Attraktionen in den gewachsenen Gärten dieses Quartiers aus den frühen 1930er-Jahren. Nicht nur die Gebäude, sondern gerade auch die Gärten tragen wesentlich zu seinem zeittypischen Charakter bei und sind wichtiger Bestandteil der städtebaulichen Struktur.

fesseln können. Es ist wichtig, sich darüber Klarheit zu verschaffen, denn je enger die Beziehung, desto grösser ist die Bereitschaft, dem alten Garten eine Zukunft zu geben.

Was kann der Garten über seine Geschichte erzählen? Wie lernt man ihn lesen?

Eiserne Zäune, Trockenmauern, Beet-Einfassungen aus Zementziegeln (Abb. S. 5 links) erkennt auch der Laie als Elemente eines «alten» Gartens und wird es mit etwas Übung lernen, sie einer bestimmten Entstehungszeit zuzuordnen. Auch Gehölze und Blütenpflanzen sind der Mode unterworfen und verraten etwas über die Geschichte eines Gartens. In Stichwortlisten oder einfachen Skizzen zusammengetragen, ergeben diese Entdeckungen allmählich eine Biographie des Gartens.

Wo kann man mehr über die Geschichte eines Gartens erfahren?
Frühere Bewohner und Nachbarn wissen oft erstaunlich viel zu erzählen. Vielleicht haben sich auf dem Estrich alte Familienfotos oder Korrespondenz, Rechnungen und Pläne erhalten. Einfache Recherchen in Stadt- und Gemeindearchiven liefern das Baudatum des Hauses, in dessen zeitlichem Umfeld man in der Regel auch die Anlage des Gartens vermuten darf.

Besteht ein gestalterischer Zusammenhang zwischen Haus und Garten?
Gerade Wege, die axial die Symmetrie des Hauses fortsetzen, oder von lockeren Baumgruppen gerahmte Sichtachsen, die auf eine als Türmchen gestaltete Gebäudeecke zulaufen, signalisieren zeittypische gestalterische Zusammenhänge zwischen Haus und Garten. Oft verbinden sie auch wichtige Innenräume mit dem Aussenraum. Spätere Veränderungen oder pflegerische Vernachlässigungen können solche Zusammenhänge verunklärt haben.

Beeteinfassungen aus Zementziegeln, im Halbrund oder spitz zulaufenden Abschluss häufig mit Palmetten, Vierpässen oder Rosetten verziert, waren um 1900 weit verbreitet. Handelte es sich anfänglich um einzelne Ziegel, so wurden später für die Einfassung gerader Rabatten deren sechs zu einem Stellriemen zusammengefasst.



Wie können die Qualitäten eines Gartens bewahrt und herausgearbeitet werden?

Es ist wichtig, sich Gedanken darüber zu machen, wie der Garten, und zwar der ganze Garten bis zu seinen Grundstücksgrenzen, in Zukunft aussehen soll. Dieses Leitbild kann in einer einfachen Grundrisssskizze festgehalten werden. Gleichzeitig muss geklärt werden, welche Änderungen notwendig sind, ob diese allenfalls etappiert werden können und wie sich der Pflegeaufwand reduzieren liesse. Es kann reizvoll sein, alte Elemente zu restaurieren und Beete wieder zu bepflanzen, so dass die persönliche Blumenlust gestillt werden kann. Zurückhaltend reparieren und erhalten heisst die Devise!

Wie kann eine neue Nutzung qualitativ in den alten Garten eingefügt werden?

Ein alter Garten darf sich auch neuen Nutzungsansprüchen stellen. Niemand muss «in einem Museum» leben. Doch während ein neuer Carport das jähe Ende eines Gartens

bedeuten kann, gibt es zahlreiche Umnutzungen, welche die Geschichte des Gartens qualitativ weiterbeschreiben. Gute gestalterische Ergänzungen in historischen Gärten zeichnen sich nicht durch Masse, sondern durch Klasse und Sensibilität gegenüber dem Vorgefundenen aus. Die Alterungsfähigkeit des Neuen ist wichtig. Die handwerkliche Qualität und Materialwahl spielen ebenso eine Rolle wie die Frage, ob das Neue dauerhaft gepflegt werden kann. (Abb. unten rechts).

Welche Rolle spielt die Zeit im Garten?

Die Zeit, gerne als vierte Dimension des Gartens bezeichnet, spielt in der Gartenarchitektur eine wichtigere Rolle als in der Architektur und ist oft nicht kalkulierbar. Jeder Garten braucht Zeit: Seine Zeit, um zu wachsen und Reparaturen sowie Veränderungen, die ihm neue Ideen und Bedürfnisse zumuten, einzuwachsen zu lassen – unsere Zeit, weil das Vertrautwerden und Erforschen mehrere Vegetations-

perioden dauern können, weil das Planen und Durchführen von Reparaturen und Veränderungen langsam und in Etappen geschehen soll, um Fehlentwicklungen rechtzeitig zu erkennen. Gleichzeitig schenkt der Garten Zeit: Zeit für uns selbst, sogenannte «unproduktive» Zeit – und ist somit vielleicht «der letzte Luxus unserer Tage», wie der Schweizer Landschaftsarchitekt Dieter Kienast einmal treffend angemerkt hat.

Wo kann man mehr über den fachgerechten Umgang mit alten Gärten erfahren?

Es ist reizvoll und lohnend, sich in die Materie des historischen Gartens «einzulesen», bevor man erste Schritte im Garten selbst unternimmt. Die Kantonale Denkmalpflege Basel-Landschaft hat deshalb ein kleines Büchlein mit dem Titel «Lebendiges Gartenerbe. Leitfaden für die Besitzer historischer Gärten und Parks» herausgegeben, das verständliche Antworten auf gängige Fragen auch zu historischen «Alltagsgärten» gibt. Hier findet sich auch eine Vielzahl von Kontaktadressen rund um den historischen Garten, die dem Gartenbesitzer fachlich weiterhelfen können. Der Leitfaden kann gratis bestellt werden bei der Kantonalen Denkmalpflege Basel-Landschaft: daniela.staeuble@bl.ch. Ausserdem wird die Arbeitsgruppe Gartendenkmalpflege von Icomos Schweiz einen telefonischen Beratungsdienst einrichten. Detailinformationen dazu erhält man ab Ende Jahr unter www.icomos.ch/arbeitsgruppen/gaerten.

Johannes Stoffler und Brigitt Sigel



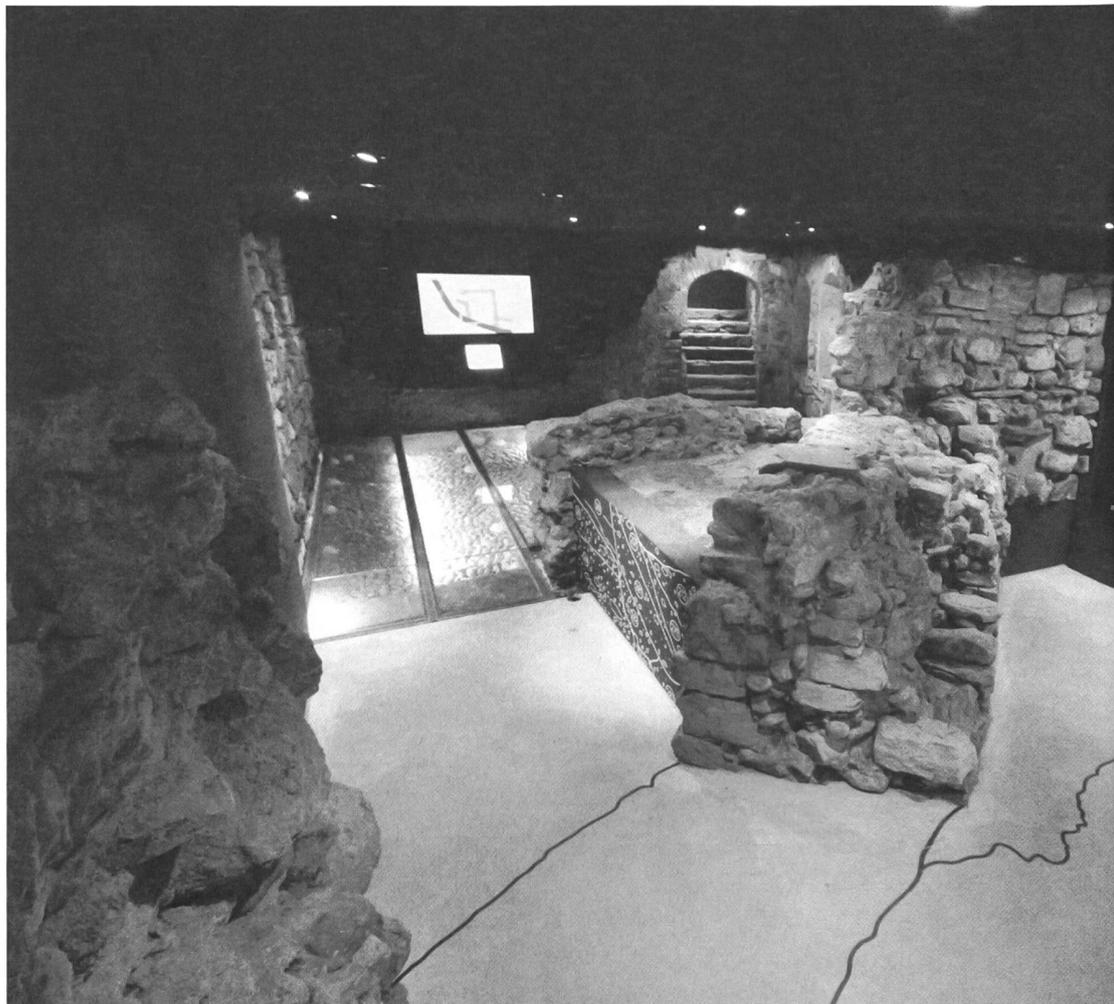
Ein alter, in Vergessenheit geratener Sitzplatz wird durch eine moderne Treppe wieder zugänglich gemacht und die Grenze abgepflanzt, während das inzwischen verschattete Alpinum durch einen kleinen Wasserlauf mit Becken wieder an Attraktivität gewinnt.

Archäologie und Museum

Die Archäologie ist eine lebendige Wissenschaft, die täglich schweizweit einmalige Quellen unserer Kulturgeschichte schützt, erschliesst und der Forschung und interessierten Öffentlichkeit zugänglich macht. Das kantonale Museum bildet dabei das Zentrum der Vermittlungstätigkeit, um welches die archäologischen Dienste mit Tagen der offenen Ausgrabung, temporären Ausstellungen, Medienkampagnen, Vorträgen und Führungen eine reiche Vermittlungsaktivität entwickeln.

Eine moderne Dauerausstellung mit hohem Erlebniswert und vielfältigen Möglichkeiten der interaktiven Beteiligung bietet eine ideale Plattform, kulturgeschichtliches Wissen als Dauerangebot einem breiten Publikum anzubieten. Mit wechselnden Programmen wie temporären Ausstellungen, Workshops und Führungen bleibt das Museum im öffentlichen Bewusstsein präsent und attraktiv. Das Museum spricht damit Schulklassen, die lokale Bevölkerung sowie Individual- und Gruppentouristen gleichermaßen an.

Im NIKE-Bulletin 5/2010 ruft Kilian T. Elsasser, Historiker, Museologe und Inhaber der Firma *Museumfabrik* in Luzern, mit Blick auf die Unesco-Welterbe-Kandidatur «Prähistorische Pfahlbauten rund um die Alpen» zur Verbesserung der musealen Vermittlung von Archäologie in der Schweiz auf. Er kritisiert dabei insbesondere den Umstand, dass die kantonale Kulturhoheit zu einer Zersplitterung der Vermittlungstätigkeit und zur Ausbildung einer Vielzahl von lokalen oder regionalen Angeboten im Bereich Archäologie führe, welche kostenintensiv, wenig attraktiv und damit nicht kundenfreundlich sei.



Am Fundort konserviertes – und öffentlich zugängliches – Bodendenkmal im Archäologiekeller der Schlossscheune Willisau.

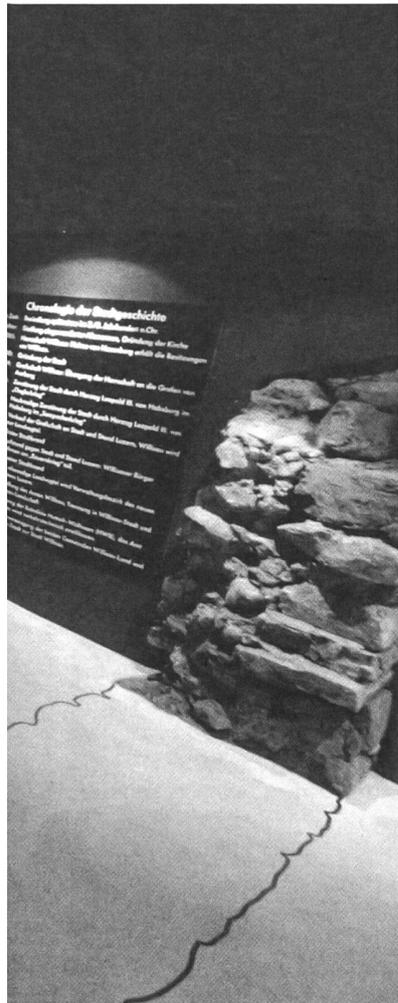
Vielmehr regt der Autor eine stärkere nationale Vernetzung der mit der Vermittlung von archäologischem Wissen beauftragten Institutionen und die Konzentration auf wenige, stark erlebnisorientierte Archäologiemuseen von nationaler oder gar internationaler Ausstrahlung an. Eine weitere Empfehlung lautet, nicht mehr an mehreren Orten in der Schweiz die Kulturgeschichte

im Überblick darzustellen, sondern Epochenschwerpunkte zu setzen. Ergänzend zu den Dauerausstellungen sollen vermehrt archäologische Grossausstellungen als temporäre Publikumsmagnete das Publikum ansprechen.

Es ist grundsätzlich erfreulich, dass K. T. Elsasser dieses Thema aufgreift, und er sich nicht davon abschrecken lässt, dass die Zeiten für die grosszügige Finanzierung neuer musealer Angebote schlecht sind. Selbst bestehende, bestens ausgestattete und erfolgreiche Museen sind nicht vor existentiellen

Nöten gefeit. Denken wir beispielsweise an das Natur-Museum Luzern, über dessen Schliessung vor wenigen Jahren diskutiert wurde, oder an das Verkehrshaus der Schweiz, dessen Finanzierung trotz anerkannt nationaler Bedeutung stets mit Unsicherheit behaftet und regelmässig Thema auch in den Medien ist.

Trotz lobenswerter Ansätze und einer teilweise nachvollziehbaren Argumentation zeigen die Ausführungen des Autors jedoch deutliche Schwächen, die wohl in erster Linie darauf zurückzuführen sind, dass er sie offensichtlich ohne Einbezug von



Archäologinnen und Archäologen zu Papier gebracht hat. Im Folgenden wollen wir versuchen, die Thesen des Autors aus der Sicht der archäologischen Praxis zu hinterfragen. Wir beschränken uns dabei auf die aus unserer Sicht wichtigsten Punkte:

1. Das Eine tun, das Andere nicht lassen

Elsasser bemängelt, dass in der Schweiz die archäologische Vermittlungstätigkeit im musealen Bereich stark aufgesplittert sei. Das föderalistische System der Schweiz ist für

die Gründung national wirksamer Institutionen, nicht nur im Bereich Archäologie, tatsächlich eher hinderlich. Die Kantone entscheiden autonom, wie viel Geld sie für den Schutz, die Erhaltung, die Erforschung der archäologischen Denkmäler und eben auch in deren museale Präsentation investieren wollen. Die archäologischen Dienste der Kantone stehen somit permanent im Kampf um ihre Budgets. Sie sind gezwungen, eine intensive regionale Vermittlungstätigkeit zu betreiben, um der Bevölkerung den Wert und die Bedeutung der Archäologie näher zu bringen. Nur wenn Archäologie breit abgestützt und regional akzeptiert ist, erhält sie auch die erforderliche Unterstützung durch die Politik und damit auch die für den Schutz des archäologischen Erbes erforderlichen Mittel.

Selbstverständlich findet diese Vermittlungstätigkeit auf verschiedensten Ebenen und mit verschiedenen Mitteln statt. Die lokale archäologische Präsentation ist dabei ein wichtiges Standbein, dessen Strahlkraft nicht zu unterschätzen ist. Sie trägt mit dazu bei, den Boden zu bereiten, auf dem letztlich auch grosse Museen entstehen können. Und ohne die tägliche Arbeit im Kleinen entsteht weder im Kanton etwas Grösseres, geschweige denn auf nationaler Ebene. Der postulierte Aufbau mehrerer grosser Archäologiemuseen würde an diesem System nichts ändern und der praktischen Archäologie in den Kantonen vor allem auch keine Vorteile bringen. Es ist also ganz einfach: Ohne Arbeit an der Basis kann an der Spitze nichts entstehen. Es sollte mit der Basis begonnen werden.

2. Der Zwang zur Kulturreise

Elsasser bemängelt, dass man gezwungen sei, in der ganzen Schweiz

herumzureisen und sich die Informationen mühsam «erfahren» zu müssen. Hier verkennt der Autor einerseits, dass die Schweizerische Bevölkerung geradezu der Leidenschaft frönt, in der Freizeit lokale Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Andererseits vergisst der Autor, dass unsere Schulen zu den wichtigsten Kunden einer archäologischen Ausstellung zählen. Gerade für sie sind nahe gelegene, günstige, gut erreichbare Angebote – und nicht grosse, nationale Häuser – gefragt.

Aus Luzerner Sicht kann man dies exemplarisch belegen: Bis 2002 wurde die archäologische Ausstellung im Natur-Museum Luzern von über 200 Schulklassen pro Jahr besucht, welche nicht im Rahmen einer Schulreise, sondern zum Erarbeiten der im Lehrplan vorgegebenen Inhalte das Museum aufsuchten. Nach dem Umzug der Ausstellung ins Historische Museum, dessen Konzept sich für die Vermittlung archäologischer Inhalte als gänzlich ungeeignet erwies, sanken die Zahlen seit 2003 auf unter zehn Klassen pro Jahr. Die Erwartung, dass die Luzerner Schulklassen nun ins nahe gelegene, didaktisch hervorragende Museum für Urgeschichte(n) in Zug ausweichen würden, hat sich nicht erfüllt. In Zug konnte lediglich ein bescheidener Anstieg von Schulklassen aus dem Kanton Luzern registriert werden. Die Lehrpersonen wichen also nicht auf andere Museen aus, sondern verzichteten gänzlich auf einen Besuch. Als Gründe dürften die Reisezeit, welche den Museumsbesuch zu einer Tagesexkursion macht, und die Reisekosten verantwortlich sein. Bei den heutigen engen Budgets und dichten Lehrplänen liegen mehrere derartige Exkursionen pro Schuljahr ausserhalb des Möglichen. Es kann den kantonalen

archäologischen Fachstellen somit nicht verübelt werden, wenn sie die Schulen ihres Kantons – an denen die Steuerzahlenden der Zukunft ausgebildet werden – möglichst frühzeitig und mit nahe gelegenen Angeboten für Kulturgeschichte zu begeistern versuchen. Mit zwei, drei nationalen Museen ist die flächendeckende Bildung keinesfalls gewährleistet.

3. Der Genius Loci

Ein starkes Argument für die dezentrale archäologische Präsenz ist der *Genius Loci*. Es ist viel schwieriger, Funde fernab vom Fundort in einem grossen Museum zum Sprechen zu bringen, als dies direkt in einer bedeutenden Fundregion möglich ist. Um wie viel eindringlicher und nachhaltiger ist eine Präsentation, wenn man direkt am Ort, wo vor Tausenden von Jahren unsere Vorfahren gelebt haben, über die Ergebnisse archäologischer Forschung informiert wird und wo man möglicherweise – je nach Epoche – auch noch Ruinen oder andere Spuren unserer Geschichte bewundern kann! Der Bezug zur eigenen Geschichte lässt sich hier viel intensiver, erlebnisorientierter und nachhaltiger aufzeigen als in einem zentralisierten Museum fernab der Fundstelle. Womit wieder Punkt 1 angesprochen ist: Wir wollen die Menschen für ihre eigene Geschichte begeistern, ihre Wurzeln bewusst machen und ihnen damit eine Möglichkeit zur Identifikation mit ihrer Herkunft und ihrem Lebensraum geben. Der Besuch einer lokalen Ausstellung oder eines archäologischen Fensters benötigt eben gerade nicht, wie der Autor suggeriert, ein besonderes fachliches Interesse. Das Gegenteil ist der Fall: Manch einer, der sich niemals zu einer Fahrt in ein archäologisches Grossmuseum überreden



Auskunft vor Ort: Informationsstelle Steinzeit in der Kiesgrube Lötscher in Ballwil (LU).

liesse, besucht im Kreise seiner Familie oder Vereins eine derartige Ausstellung. Lokale Präsentationen erreichen also auch ein neues, eher museumsfernes Publikum.

Aus fachlicher Sicht ist noch beizufügen, dass unsere steinzeitlichen Vorfahren zwar nicht Basler, Zürcherinnen oder Berner gewesen sind, wie sich Elsasser etwas beiläufig äussert. In deren materiellen Kultur spiegeln sich jedoch ausgeprägte regionale Unterschiede. Das lokale Publikum findet gerade dies besonders interessant: DIE Steinzeit gibt es nicht, ihre unterschiedlichen lokalen Ausprägungen (Wauwiler-, Bieler-, Bodensee statt Bern, Zürich, Basel) machen sie erst so richtig interessant und gut vermittelbar.

4. Die lokale Lösung ist kostenintensiv

Elsasser verweist darauf, dass lokale Lösungen eine kostenintensive Aufsplitterung der Vermittlungsbemühungen seien. Die Erfahrungen im Kanton Luzern belegen das Gegenteil. Lokale archäologische Präsentationen, seien diese in Sursee, Wauwil oder Willisau, führen zu keiner nennenswerten Dauerbelastung des Budgets der öffentlichen Hand. Als Beispiel mag der Lernpfad Wauwilermoos mit der Pfahlbausiedlung Wauwil dienen: Die Einrichtung der Anlage erfolgte nach dem klassischen Modell der Public-Private-Partnership (PPP). Dem Verbund von Kanton Luzern, Gemeinde Wauwil und dem Lions Club Willisau ist es gelungen, die Finanzierung vornehmlich durch Sponsoring zu bewerkstelligen. Seit der Fertigstellung werden die äusserst moderaten Unterhaltskosten (Instandhaltung, Werbemittel etc.)

von Kanton und Gemeinde gemeinsam getragen. Fest angestelltes Personal wird keines benötigt, die anfallenden Arbeiten können mit Freiwilligenarbeit oder mit kleinen Aufträgen bewältigt werden. Das Führungsangebot ist an eine externe Vereinigung von Fachleuten ausgelagert, welche durch die Kantonsarchäologie beraten und begleitet wird (Verein ur.kultour, www.ur.kultour.ch). Insgesamt ist hier also ein Angebot entstanden, welches dank der hervorragenden lokalen Verankerung äusserst erfolgreich, zukunftsorientiert, flexibel und aus Sicht des Kantons so ökonomisch ist, wie es ein klassisches Museum nie sein könnte. Durch das Engagement der öffentlichen Hand ist auch die Kontinuität gewährleistet, die ja bei rein lokal getragenen Initiativen häufig ein Problem darstellt.

Ein weiteres Vermittlungsangebot wurde vor wenigen Monaten in Willisau eröffnet. Im Schlossfeld

konnte am Rande eines grossen regionalen Schulquartiers ein archäologischer Keller eingerichtet werden. Auch dieses Angebot ist ein PPP-Projekt, lokal bestens verankert, mit minimalen Betriebskosten. Das lokale Geschichtszimmer mit den Überresten der Stadtmauer und eines mittelalterlichen Gebäudes ermöglicht es, unterstützt durch eine über einen Touch-Screen gesteuerte Multimedia-Präsentation, Geschichte vor Ort zu erleben.

Die lokale archäologische Präsentation ist also mitnichten ein Beleg für die Verzettelung der Kräfte, sondern im Gegenteil ein ressourcenschonendes, erfolgreiches Vermittlungsmodell. Hier werden nicht nur die Grundsteine gelegt für das kulturgeschichtliche Bewusstsein kommender Generationen. Die Installationen bieten auch ganz direkte wirtschaftliche Vorteile für die beteiligten Gemeinden, die sich etwa in Umsatzsteigerungen im lokalen Gastgewerbe oder in der Bereicherung des touristischen Angebots manifestieren.

5. Die ganzheitliche Sicht

Elsasser postuliert die Konzentration auf einzelne Epochen, auf die Schaffung von Schwerpunkten in den einzelnen Museen. Dabei verkennt der Autor das Hauptthema der kulturgeschichtlichen Vermittlung: Kulturgeschichte als Prozess der permanenten Veränderung. Die Übergänge zwischen den einzelnen Epochen sind ebenso wichtig wie die Epochen selber (ganz abgesehen davon, dass die Epochengrenzen meist von der Forschung gesetzte Hilfsgerüste sind). Wie will man aber Übergänge darstellen, wenn die Epochen isoliert in verschiedenen Museen präsentiert werden? Ein vermittlungstechnischer und -takti-



Archäologie vermitteln – für alle Altersstufen am Lernpfad Wauwilermoos (LU).



Archäologisches Fenster im Museum Sankturbanhof in Sursee (LU): Blick auf die Wand des ersten, nach 1265 errichteten Gebäudes.

scher Nonsens. Die kulturgeschichtlichen Gesamtschauen haben absolut ihre Berechtigung.

6. Zu guter Letzt

Die Qualität einer Präsentation bemisst sich nicht an der belegten Fläche. Elsasser erachtet Ausstellungen von einigen hundert Quadratmetern (!) als zu klein und kaum einer Reise wert. Hier irrt er sich abermals. In der heutigen Zeit mit ihren vielfältigen technischen Möglichkeiten können sich kleine, kompakte, aber intelligent realisierte Ausstellungen durchaus auf hohem museologischem und vermittlungstechnischem Niveau bewegen, nicht nur, was die unmittelbare Präsentation vor Ort betrifft. Die Bereitstellung von Informationen und Arbeitsmaterialien im Internet bietet ein grosses Potenzial, welches gerne genutzt wird, und dies nicht nur von Schulklassen. Darüber hinaus liegt der Reiz der Reise nicht nur im Ziel «Museum», sondern im Gesamtpaket: Im Fall von Willisau geniesst man einen historischen Stadtrundgang, besucht den archäologischen Keller, vielleicht auch die Musikinstrumentensammlung, nach dem Mittagessen im lokalen Restaurant macht man auf der Rückreise noch einen Zwischenhalt bei der Pfahlbausiedlung Wauwil. Wer Lust hat, kann sich im Museum Sankturbanhof in Sursee noch dem römischen Vicus und der Entstehung der mittelalterlichen Stadt widmen. Und dies alles ist nicht nur mit dem Auto, sondern auch mit dem öffentlichen Verkehrsmittel erlebbar.

Abschliessend geben wir K. T. Elsasser jedoch in zwei Punkten recht: Die Kommunikation unter den Kantonen in Bezug auf die archäologischen Museen muss intensiviert werden, um die kulturgeschichtlichen Angebote über die Kantonsgrenzen hinweg besser zu vermarkten. So hätte der Besucher des aargauischen Schlosses Hallwyl vielleicht eine Chance, auf die nahe gelegene archäologische Präsentation im luzernischen Oberschöngau aufmerksam zu werden. Bis heute gehen kantonsübergreifende Angebote weitgehend auf private Initiativen zurück. Im Fall der eingangs angeführten Unesco-Welterbe-Kandidatur «Prähistorische Pfahlbauten rund um die Alpen» wird die Entwicklung kantonsübergreifender Projekte indes durch ein eigens zu diesem Zweck eingerichtetes Sekretariat gewährleistet. Und zweitens: Ja, nationale Museen machen Sinn, wenn sie auch als Forschungs- und Dienstleistungsbetriebe für die Kantone geführt werden. Hier besteht tatsächlich Handlungs- und Verhandlungsbedarf. Ohne direkt messbare Gegenleistung sind die Kantone sicher nicht zu einer Kostenbeteiligung zu bewegen, und ohne direkte, für beide Seiten interessante Zusammenarbeit wären die Museen von der Basis, der archäologischen Forschung in den Kantonen, abgeschnitten und dazu verdammt, vom ersten Tag an Staub anzusetzen.

Jürg Manser

Bundesamt für Kultur: Patrimonium Denkmalpflege und archäologische Bauforschung in der Schweiz 1950 – 2000

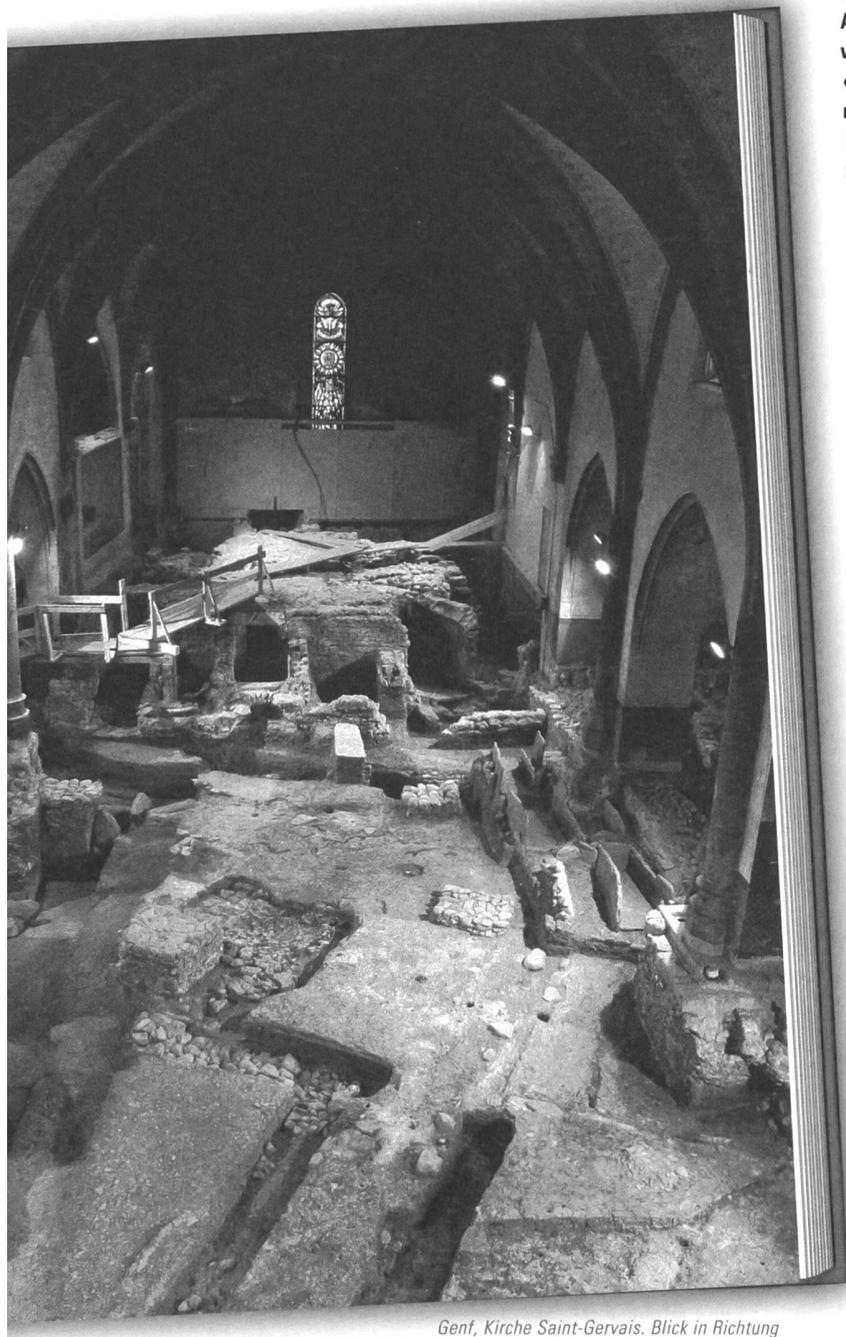
Die über 800-seitige Publikation folgt thematisch und vom Anspruch her Albert Knoepfli's wegweisender Schrift «Schweizerische Denkmalpflege, Geschichte und Doktrinen» von 1972. Sie ist zugleich eine Art Würdigung und Bilanz des Wirkens der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege EKD aus einer – naturgemäss – zeitbedingten, aber auch bewusst persönlich gefärbten Sicht damaliger Exponenten. Alfred A. Schmid, nach Linus Birchler-Präsident der EKD von 1964–1990, erweist sich als die prägendste Figur des betrachteten Zeitraums.

Die Zeitspanne 1950–2000 ist nicht zuletzt deshalb von besonderer Relevanz und Vielschichtigkeit, weil nach dem Zweiten Weltkrieg auch die vom Krieg verschonte Schweiz sich grossen wirtschaftlichen, politischen, sozialen und raumplanerischen Umwälzungen ausgesetzt sah, die ihrerseits von wichtigen Meilensteinen zum Schutz und zur Pflege des baulichen Erbes begleitet wurden, u.a. von: Haager Abkommen (1954), Charta von Venedig (1964) – deren Gültigkeit 1990 an der Icomos-Generalversammlung in Lausanne ausdrücklich bekräftigt wurde –, Unesco-Konvention (1972), Europäisches Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz (1975), Charta von Florenz für historische Gärten (1981), Charta von Washington zur Denkmalpflege in historischen Städten (1987), Charta von Lausanne für Schutz und Pflege des archäologischen Erbes (1990).

Das Werk, das sich sowohl an Fachleute als auch an die breite Öffentlichkeit richtet und letztere für die Kulturgüter-Erhaltung zu sensibilisieren sucht, gliedert sich inhaltlich in die beiden Hauptbereiche «Archäologische Bauforschung» und «Denkmalpflege», gefolgt von einem Epilog. Im umfangreichen Anhang finden sich, neben einer Darstellung internationaler Abkommen, Übereinkommen, Konventionen und Charten die Gesetze, Verordnungen und Inventare des Bundes, die Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren sowie Orts- und Namensregister.

Archäologische Bauforschung

Im Beitrag zur archäologischen Bauforschung beleuchtet Charles Bonnet die Mittelalterarchäologie in der Romandie, ausgehend von den spektakulären Aufdeckungen der Vorgängerbauten der Kathedrale Saint-



Genf, Kirche Saint-Gervais. Blick in Richtung Chor mit den freigelegten Überresten der Vorgängerbauten. Zustand 1989.

Pierre und der Kirche Saint-Gervais in Genf. Deren «mise en valeur» ist nicht ohne Einfluss auf die Präsentation archäologischer Stätten in Aosta, Barcelona, Auxerre, Grenoble und Tournai geblieben. Hans Rudolf Sennhauser konzentriert sich auf die «archäologische Denkmalpflege» bzw. die «archéologie des monuments» der Kantone unter der Begleitung der EKD in den Bereichen Gräber-, Burgen-, Kirchen- und Stadtkernforschung anhand von Beispielen v.a. aus der deutschen und rätoromanischen Schweiz, während Rossana Cardani Vergani das archäologische Geschehen im Tessin seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nachzeichnet.

Bonnet und Sennhauser weisen mit Nachdruck auf den pluridisziplinären Ansatz und die frühe Vorreiterrolle der EKD in der Vorbereitung, Begleitung und wissenschaftlichen Auswertung zahlreicher Grabungen und Bauuntersuchungen wichtiger Objekte wie Schloss Chillon oder der Kathedrale von Chur hin. Mit Bedauern wird infolge der Kantonalisierung von Archäologie und Denkmalpflege auf das Schwinden von Einfluss und Bedeutung der EKD hingewiesen, deren effizienter Wissens- und Erfahrungsaustausch nur teilweise durch die Universitäten und den Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung habe wettgemacht werden können.

Denkmalpflege

Der Bereich «Denkmalpflege», mit rund 550 Seiten der gewichtigste der Publikation, umfasst vier Teile. Teil I ist der Denkmalpflege in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewidmet (André Meyer), Teil II behandelt, jeweils aus der Feder ausgewiesener Fachleute, die Be-

reiche Denkmalpflege an Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts (André Meyer), Denkmalpflege am ländlichen Baubestand (Christian Renfer), die Stadt (Alfred Wyss), Industriearchäologie, Industriedenkmalpflege (Hans-Peter Bärtschi), Glasmalerei (Stefan Trümpler) sowie Garten-, Orgel- und Glockendenkmalpflege (Judith Rohrer-Amberg, Friedrich Jakob, Hans Jürg Gnehm). In Teil III präsentieren Dave Lüthi das Thema «Conservation et restauration en Suisse romande 1950–2000», André Meyer die «Praktische Denkmalpflege» in der Deutschschweiz und Patrizio Pedrioli «Cinquant'anni di restauri nel Cantone Ticino». Ihm folgt Teil IV mit der Darstellung der Konservierungstechnologie und -wissenschaft sowie des Themas Restaurieren, Dokumentieren, Untersuchen (Alfred Wyss), der Inventare (Hermann Schöpfer) sowie der Öffentlichkeitsarbeit in der Denkmalpflege (André Meyer).

*Müstair GR, Kloster St. Johann.
Plan der archäologischen Untersuchungen.*

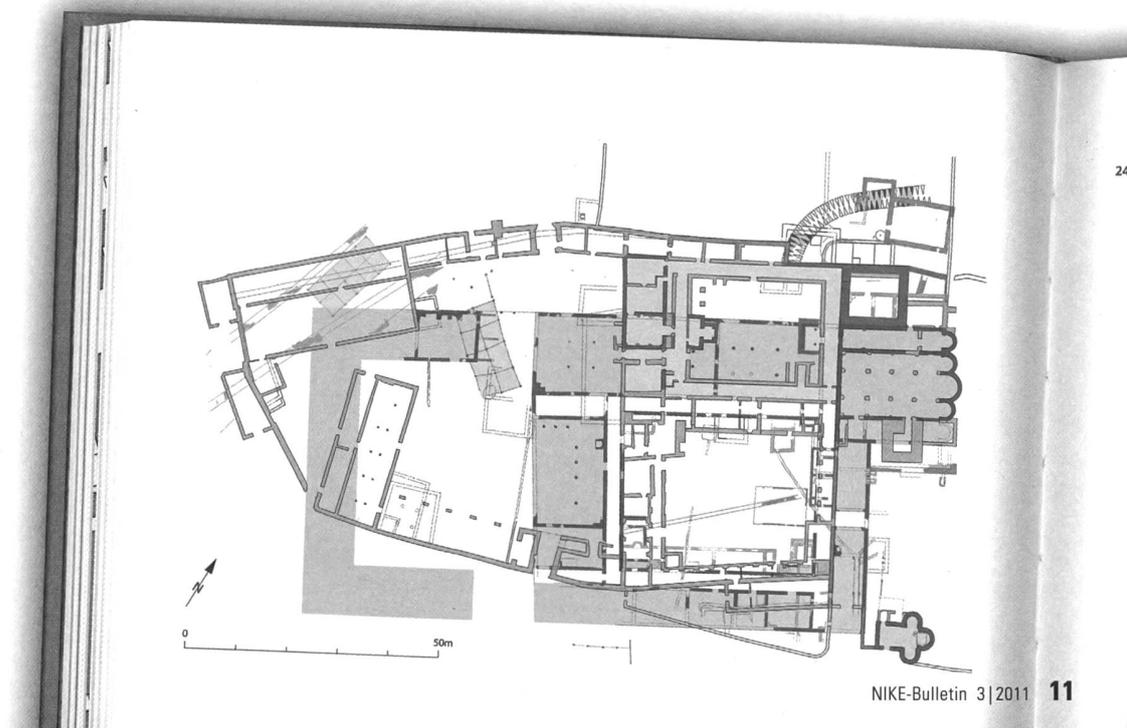
Damit gibt das Buch einen repräsentativen Überblick über die weiten Tätigkeitsfelder von Denkmalpflege und Mittelalterarchäologie in der Schweiz im letzten halben Jahrhundert, aber auch über deren Sinn und Zweck, Fragestellungen und Methoden. Angesichts der grossen Zahl von Abbildungen hätte der Leser es freilich geschätzt, die entsprechenden Abbildungsverweise konsequent in allen Beiträgen zu finden.

Leitvorstellungen im 20. Jahrhundert

In Teil I bietet Meyer einen detaillierten Überblick über die – überspitzt formuliert zwischen Spurensicherung und Rekonstruktion sich bewegenden – Leitvorstellungen und Leitfiguren in der Denkmalpflege der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts samt ihren Anfängen im 19. Jahrhundert. Den Ausgang bildet die auf Anregung von Heinrich von Geymüller 1893 erschienene «Anleitung zur Erhaltung von Baudenkmalern und zu ihrer Wiederherstellung», die mit ih-

rer Ablehnung von Purifikationen aus heutiger Sicht fortschrittlich war. Es folgt die Betrachtung von Josef Zemps 1907 unter dem Einfluss der Deutschen Tage für Denkmalpflege und der Auseinandersetzungen zwischen «Stilisten» und «Modernisten» erschienenem Aufsatz «Das Restaurieren» mit dem zum Leitmotiv gewordenen Ausspruch «Das Alte erhalten, das Neue gestalten» und der darauf fussenden Abhandlung Linus Birchlers von 1948 «Restaurierungspraxis und Kunsterbe in der Schweiz» mit der bekannten Formulierung «Der Bau restauriert sich selbst».

Breiter Raum wird der «restaurierenden (rekonstruierenden) Rückgewinnung» eingeräumt. Diese hat die Denkmalpflege der 1970er- und 1980er-Jahre vor allem in der Deutschschweiz wesentlich mitgeprägt und zu bedeutenden Verlusten im geschichtlich gewachsenen Bestand geführt, etwa in der Klosterkirche Einsiedeln, wo 1978–1997 nach der Entfernung der «schöpferischen» Restaurierung von Pater Albert Kuhn vom Anfang des 20.





Bellinzona, Castello Montebello. Blick in den Innenhof. Zustand nach der Umgestaltung von 1974/75 zum Museo Civico.

Jahrhunderts die Farbigkeit von 1725/1728 rekonstruiert wurde.

Gegen Ende der 1980er-Jahre zeichnet sich – vor dem Hintergrund des Projekts zur Ausräumung des Zürcher Predigerchors – in den Ansichten über das Verhältnis zwischen historischer Erscheinungsform und historischer Substanz ein eigentlicher Generationenkonflikt ab. Die Kritik zielte – zu Recht – vorab auf Eingriffe, die der Originalsubstanz und der materiellen Authentizität zu wenig Gewicht beimessen.

Beim Beitrag «Raumplanung und Denkmalpflege» hätte man sich aufgrund der eminenten Bedeutung der Raumplanung für die Denkmalpflege und den Ortsbildschutz eine etwas eingehendere Behandlung dieses Themas gewünscht, das uns im Zusammenhang mit der Zersiedlung der (Kultur)-Landschaft und dem Druck auf den historischen Baubestand noch vermehrt fordern wird.

Das Kapitel zur Denkmalpflege an Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts, das Teil II einleitet, hätte sich von der Systematik her folgerichtiger Teil I zuordnen lassen.

Arbeitsweisen der Landesteile

Die Beiträge zur Denkmalpflege in der Romandie, der Deutschschweiz und im Tessin von 1950–2000 in Teil III warten mit einer beeindruckenden Materialfülle auf. Hier werden relevante Begriffe wie Konservieren, Restaurieren, Entrestaurieren, Ergänzen, Revitalisieren, Umnutzen, Wiederaufbauen, Rekonstruieren erläutert und anhand von sprechenden Beispielen anschaulich illustriert. Ergänzend zu den behandelten Hauptobjekten sind, leider nur in den Beiträgen zur Deutschschweiz und zur Romandie, teilweise reich bebilderte Informationsblöcke eingefügt, welche die zum Verständnis der je-

weiligen Bauten und durchgeführten Massnahmen nützlichen Angaben in konzentrierter Form enthalten. Dabei treten bei einzelnen Objekten Doppelspurigkeiten und Wiederholungen auf, da gelegentlich zwecks grösserer Anschaulichkeit des Textes von den Autoren auch ausserhalb ihrer abgesteckten Gebiete gelegene Objekte behandelt werden, was aber der Güte der Information keinen Abbruch tut. Vielmehr eröffnen sich zu ein- und demselben Objekt verschiedene Betrachtungsweisen, die hier zudem die jeweiligen Mentalitäten, Befindlichkeiten und Arbeitsweisen der Landesteile widerspiegeln.

In der Fülle der vorgestellten Objekte fallen Beispiele besonders auf, die, obwohl von der EKD wissenschaftlich und fachlich von Anfang an betreut und begleitet, in der ausgeführten Form denkmalpflegerischen Grundsätzen und Leitlinien nur teilweise nachleben. Eines dieser Objekte ist das Castel Grande in Bellinzona, seit 2000 Unesco-Weltkulturerbe. Hier wird der Leser, der nach den näheren Umständen der schliesslich 1982–1994 ausgeführten revitalisierenden Neugestaltung im Sinne von Aurelio Galfettis Auffassung «conservare uguale trasformazione» fragt, allein gelassen. Er wird vermuten, dass in diesem Falle die Kulturhoheit des Kantons mit Unterstützung der lokalen politischen Kräfte gegenüber dem Einfluss der EKD die Oberhand gewonnen hat.

Stellenwert der Denkmalpflege

Im Epilog fordert Werner Oechslin dazu auf, mit Nachdruck nach dem Stellenwert der Denkmalpflege in unserer Gesellschaft zu fragen und die bestehenden Fachkompetenzen in Lehre, Forschung und Praxis zwecks grösserer Synergieeffekte zu bündeln.

Die Kostenwahrheit müsse her, um aus dem wirtschaftlichen Nutzen der Kultur die Notwendigkeit von Investitionen auch in die zugehörigen Forschungsbereiche abzuleiten. Die Kultur, und damit auch Denkmalpflege und Archäologie, sei, nicht zuletzt für den Tourismus, als «produktiver» Beitrag anzuerkennen und nicht nur als Ausgabe abzubuchen.

Bereits vor dem Erscheinen der Publikation sind aufgrund der im Jahre 1996 vollzogenen Eingliederung von Denkmalpflege und Archäologie in das Bundesgesetz über den Natur- und Heimatschutz die Aufgaben der EKD neu formuliert worden. Die Federführung in diesen Fachgebieten liegt seither bei den Kantonen. Dieser grundlegende Wandel birgt – je nach Rahmenbedingungen und Anwendung – Risiken und Chancen, die schwer abzuschätzen sind. Denkmal-

pflege befindet sich von ihrer Verankerung in der Gesellschaft her in einem fragilen Gleichgewicht. Eine Bundesdenkmalpflege liesse hier im Vergleich zu den Unwägbarkeiten föderalistischer Tendenzen vermehrt Kontinuität und Konstanz erwarten.

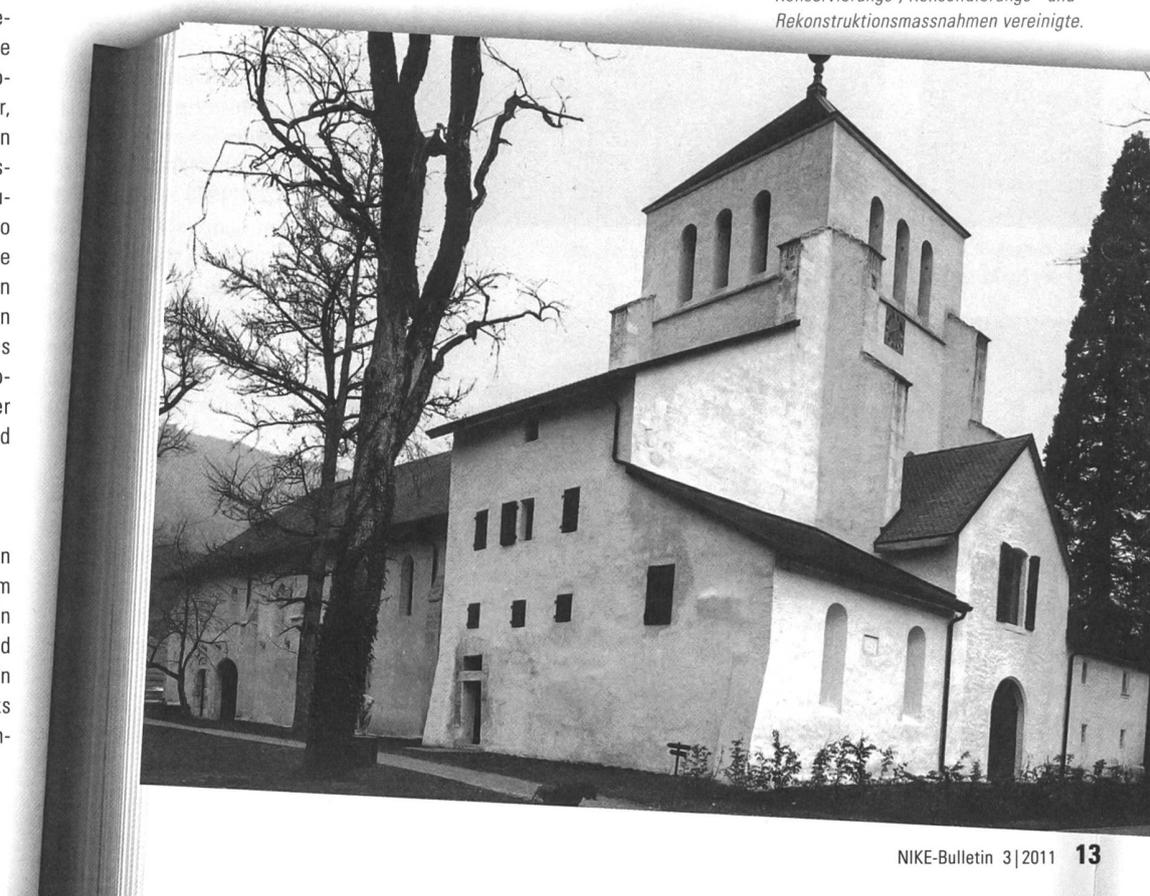
Wollte man eine Konstante im Umgang der Denkmalpflege mit dem baulichen Erbe seit ihren Anfängen bis heute bezeichnen, es müsste – neben der Verschiebung der Zeitgrenze und dem Wandel des Denkmalbegriffs und seiner hierarchischen Wertungen – die Zeitgebundenheit des Eingriffs am Denkmal sein. Gerade weil bei Massnahmen am baulichen Erbe ein beträchtlicher Ermessensspielraum besteht und – mitunter – zu Ungunsten des Objekts ausgelegt wird, ist es umso wichtiger, dass die am Denkmal Tätigen immer wie-

der an ihre Verantwortung erinnert und dazu aufgefordert werden, sie nach bestem Wissen und Gewissen wahrzunehmen. Dazu trägt das vorliegende Werk auf vielfältige und vielschichtige Weise bei. Es lädt uns im Sinne Albert Knoepflis dazu ein, die «Forderungen des Tages auf das Grundsätzliche aus(zu)richten.»

Renaud Bucher

Bundesamt für Kultur, Bern (Hrsg.).
Patrimonium. Denkmalpflege und archäologische Bauforschung in der Schweiz 1950–2000. Zürich, gta, 2010. 803 Seiten mit zahlreichen Abbildungen in Farbe und Schwarz-Weiss. Beiträge in Deutsch, Italienisch und Französisch. CHF 90.– ISBN 978-3-85676-179-0

Cheserex VD, ehem. Zisterzienserabtei Bonmont. Aussenansicht mit Chor. 1980–1995 Gesamtrestaurierung, die in sich Konservierungs-, Konsolidierungs- und Rekonstruktionsmassnahmen vereinigte.



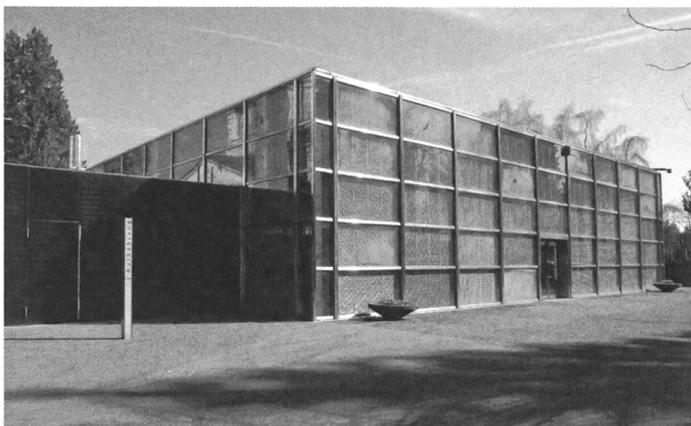
Die Abdankungshalle in Aarau von 1968 – Sanierung eines Baudenkmals der Boomjahre



Abdankungshalle und Krematorium von Albert Froelich, 1912.



Neue Abdankungshalle von Barth & Zaugg, nach der Fertigstellung 1968.



Aussenansicht vor der Restaurierung.

Der Friedhof Rosengarten in Aarau entstand im frühen 19. Jahrhundert südlich der Aarauer Altstadt im damals unbebauten «Unteren Zelgli». In den folgenden Jahren dehnte er sich stetig aus und erreichte seine heutigen Ausmasse bereits im frühen 20. Jahrhundert. Ursprünglich ausschliesslich für Erdbestattungen vorgesehen, liess der 1905 gegründete aargauische Feuerbestattungsverein einen grossen Abdankungsbau samt Krematorium auf dem Friedhof projektieren.

Den darauffolgenden Wettbewerb gewann der bedeutende Bruggler Architekt Albert Froelich (1876–1953) und realisierte 1912 die Abdankungshalle samt Krematorium auf dem Friedhof Rosengarten. Froelich ist heute unter anderem für weitere Krematoriumsbauten bekannt: in Brugg (1904), Sihlfeld in Zürich (1913) und Friedental in Luzern (1924–1926).

Rund vierzig Jahre später wurde der Platz im historischen Froelich-Bau knapp. Eine Erweiterung wurde vom Aarauer Architektenduo Barth & Zaugg 1966–1968 realisiert. Dabei schliesst nun die neue, grosse Abdankungshalle im Süden an den historischen Bau an. Architektonisch ist der kubische Neubau in leichter Stahl-Glaskonstruktion ein gelungener Kontrapunkt zur monumentalen Massivkonstruktion von Froelichs Gebäude.

Die beiden Architekten Alfons Zaugg (1913–1990) und Hans Barth (1913–2003) zählen – wie beispielsweise auch Fritz Haller – zur sogenannten «Solothurner Schule», welche die Nachkriegsarchitektur der Schweiz wesentlich mitprägte. Die Aarauer Abdankungshalle gehört zu den wichtigsten Werken im Œuvre der Architekten und ist ein bedeu-

tender Zeuge der so genannten «Jura-Südfuss-Architektur». Für die Abdankungshalle realisierte Fritz Haller auch den Prototypen des später bekannten USM-Haller-Möbelsystems.

Die Bedeutung der Abdankungshalle wurde erst vollumfänglich deutlich, als im Zuge ihrer Sanierung 2007 bis 2009 der Bestand eingehend analysiert und bewertet wurde. 2007 erhielten die Architekten Husstein & Partner den Auftrag für die Sanierung und verpflichteten ihrerseits das Büro Vestigia mit der Bestandesanalyse und -bewertung – zu diesem Zeitpunkt stand der Bau nicht unter Denkmalschutz. Die Abdankungshalle von 1968 galt wegen ihres angeblich schlechten baulichen Zustands sowie der gestiegenen Raumansprüche seitens der Friedhofsverwaltung als ungeliebtes und marodes Bauwerk der Boomjahre und sollte eigentlich abgerissen werden. Dagegen sprach sich aber der Einwohnerrat der Stadt Aarau aus und in der Folge stimmte das Volk dem Sanierungskredit von 4,75 Mio. Franken zu.

Aufgrund des Wissens um das Bestehende und seine Bedeutung konnte die Abdankungshalle so saniert werden, dass ein Grossteil der originalen Substanz – insgesamt gut erhalten – bewahrt und aufgefrischt wurde. Die Grundsätze der Sanierung lauteten: Respekt vor den Eigenheiten des Baus und wo immer möglich Erhalt der Originalsubstanz. Einbauten bleiben ablesbar, müssen sich aber in dem Gesamteindruck einfügen. Die Materialwahl erfolgt vor allem aus der Palette des Bestands.

Bei der Sanierung konnten das ursprüngliche Raumprogramm und die Raumwirkung weitgehend beibehalten werden und alle weiteren Massnahmen sind additiv und so weit als möglich reversibel. Bau-

mängel wurden behoben und das leicht geänderte Raumprogramm entspricht wieder den Ansprüchen der Friedhofsverwaltung, die im Gebäude ihren Sitz hat. Die Tatsache, dass etwa die Miller-Stühle im Hauptraum der Abdankungshalle nicht ersetzt, sondern aufgefrischt wurden, zeigt beispielhaft den behutsamen Umgang mit dem Bau und seiner Ausstattung. Zu den wesentlichen räumlichen Eingriffen gehörten unter anderem der Einzug neuer «Nebenraumschichten» für die Verwaltung und Angehörige, die zur räumlichen Veränderung des Abdankungsraums führten sowie der Einzug neuer Windfänge; auch die markanten Abgänge ins Untergeschoss wurden geschlossen. Zu den wesentlichen konstruktiven Eingriffen zählte die Demontage der Fassade, die Reinigung, Richtung und, wo nötig, der Ersatz der CNS-Elemente sowie der Ersatz der bestehenden Verglasung durch eine neue Dreifach-Isolierung, wodurch der Bau auch den zeitgemässen energetischen Ansprüchen genügt. Optisch heikel war der Ersatz der Eingangstüren. Gesamthaft erneuert wurden die Elektro- und Sanitäranlagen sowie die Heizungs-, Lüftungs- und Klimaanlage. Auch das zuvor undichte Flachdach wurde saniert. Wo immer möglich wurden die inneren Oberflächen aufgefrischt, das ursprüngliche Farbkonzept wurde weitgehend beibehalten.

Barth und Zaugg thematisierten in der Abdankungshalle den fließenden Übergang zwischen innen und aussen. Damit bezogen sie den historischen Friedhofspark, der die Halle umgibt, in ihre Gestaltung mit ein. Die jüngste Sanierung macht darum auch nicht an der Gebäudehülle Halt, sondern schliesst den unmittelbaren Aussenraum ein. We-

nige gezielte Eingriffe reichten aus, um die ursprüngliche Nahumgebung wiederherzustellen. Um diese wenigen aber wichtigen Eingriffe zu bestimmen, analysierten und bewerteten die Landschaftsarchitekten Schweingruber und Zulauf zusammen mit Vestigia die Geschichte des Friedhofsparks. Bis 2011 erstellten sie ein Leitbild zur zukünftigen Entwicklung und Pflege des Parks. Diese umfassende Sanierung von historischem Gebäude und Garten macht ein Gesamtensemble erlebbar, das in den letzten 150 Jahren gewachsen ist und sich immer wieder verändert hat. Sie zeigt auch, dass ein wichtiger Zeuge der so genannten Boomjahre samt seinem Umfeld so gepflegt und erhalten werden kann, dass seine ursprüngliche architektonische Intention und Gestaltung bestehen bleibt, der Bau aber den heutigen energetischen und räumlichen Ansprüchen entspricht.

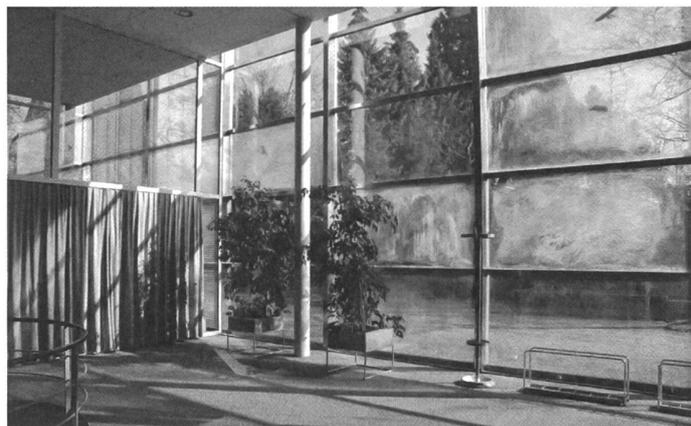
*Kristina Kroeger und
André Müller (Vestigia)*

Sanierungsbericht der Architekten:
**www.hpap.ch > Informationen >
Denkmalpflege**

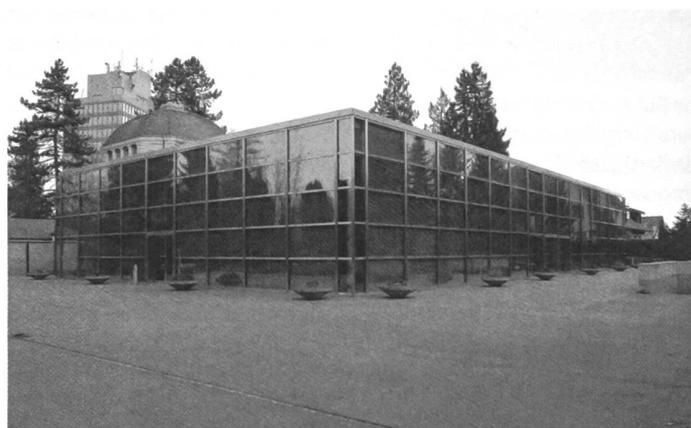
Beteiligte Büros:
Husistein & Partner AG
Büro für Architektur und Planung
www.hpap.ch

Schweingruber Zulauf
Landschaftsarchitekten
www.schweingruberzulauf.ch

Vestigia GmbH
Büro für Denkmalpflege und Städtebau
www.vestigia.ch



Innenansicht vor der Restaurierung



Aussenansicht nach der Restaurierung



*Eingangsseite nach der Restaurierung.
Hinter der Abdankungshalle ist die Kuppel
des froelich'schen Baus erkennbar.*